

Ber. z. dt. Landeskunde	Bd. 64, H. 1, 1990, S. 105—130	Trier
-------------------------	--------------------------------	-------

Peter WEICHHART, Salzburg und Norbert WEIXLBAUMER, Wien  
 unter Mitarbeit von  
 Christine HUBER und Reinhild STOCKHAMMER, Salzburg

## **Partizipative Planung auf der Stadtteilsebene. Nutzerspezifische Problemsichten am Beispiel kulturbezogener Infrastruktur in Lehen (Salzburg)**

### **1. DIE „NEUE KLEINRÄUMLICHKEIT“. EIN PARADIGMENWANDEL IN DER STADTPLANUNG?**

Raumplanung als rationale Problembewältigung und Entscheidungsgrundlage für die Gestaltung unserer Lebensräume kann mit E. PANKOKE (1977) zwei Grundtypen sozialräumlicher Gestaltung zugeordnet werden, die jeweils unterschiedlichen Leitbildern des politischen Handelns entsprechen. Der erste Grundtyp läßt sich mit dem Schlagwort „REGIO“ (S. 31) charakterisieren: Es verweist auf Organisationsformen und Planungsprinzipien, welche die Befriedigung und Versorgung weiträumiger Areale zum Ziel haben. Dieser Typ steht in Zusammenhang mit dem Funktionalismus der Moderne, der in großräumig strukturierten Versorgungssystemen seinen Niederschlag findet und dessen planerische Instrumentalisierung durch das Prinzip zentralistischer Rationalität gekennzeichnet ist. Der zweite Grundtyp wird mit dem Begriff „POLIS“ angesprochen. In diesem Leitbild „... präsentiert sich die lokale Identität einer Stadtkultur, deren kommunale Autonomie getragen und verantwortet sein sollte vom Gemein Sinn freier Bürger...“ (S. 31). Hier steht eine aus lokalen Sozial- und Interessenzusammenhängen erwachsende Gemeinsamkeit öffentlichen Handelns im Vordergrund, die ihre Legitimität im Prinzip der Selbstbestimmung sucht.

Spätestens zu Beginn der 60er Jahre setzte sich (nicht nur in unserem Kulturkreis) das Konzept der REGIO als zeitgemäßes Planungsmodell durch. Die Idee einer großräumig expandierenden Planung war an der Annahme orientiert, daß eine „... Ausweitung der ... Kompetenzhorizonte für die regionale Steuerung des infrastrukturellen Ausbaues und das damit zu fördernde Wachstum der regionalen Wirtschaft unabdingbar sei. So schien es unausweichlich, die weiträumige Regionalisierung funktionaler Zonen zum Maßstab räumlicher Ordnung zu machen“ (S. 32). In Übereinstimmung mit dieser Konzeption zeigte sich auch auf der Ebene der Gebietskörperschaften ein Ausgreifen in den Maßstabsbereich der Region, das sich in den Konzepten der Ballungs- und Zentralräume,

der Entwicklungsachsen, der kommunalen Regionalverbände und schließlich in den großen Gebietsreformen äußerte. An dieser theoretischen und grundsätzlichen Orientierung an großräumigen Gestaltungsprinzipien konnte sich auch dadurch nichts ändern, daß im Einzelfalle lokale Partikularinteressen immer schon gegenüber zentralistischen Entscheidungen durchsetzbar waren, wenn sie nur über einen ausreichenden (überwiegend informellen) politischen Rückhalt verfügten.

Mit der „Krise der Moderne“ und der vielbeschworenen „postmodernen Zeitenwende“ (vgl. z. B. BECK 1986 oder HASSE 1988; 1989) kam neben vielen anderen gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen auch das Modell der REGIO und das dahinterstehende Konzept einer „Planung von oben“ in das Schußfeld der Kritik. Die vor dem Hintergrund systemrationaler Funktionalität völlig konsequent und zwingend erscheinende Orientierung geplanter Umweltgestaltung an den Prinzipien des Marktes, staatlicher Versorgungsbemühungen sowie global ausgerichteter Verkehrs- und Kommunikationsnetze wurde in ihren konkreten Auswirkungen zumindest von einem Teil der Bürger solcherart beplanter Regionen zunehmend als Heimatverlust, Identitätskrise und Entfremdung erfahren.

Dementsprechend hat seit einiger Zeit das Modell POLIS wieder Konjunktur. Von den Protest- und Widerstandsbewegungen vielfältigster Bürgerinitiativen als zumindest implizites Partizipationsverlangen nachdrücklich mit dem Stellenwert eines politischen Rechtes eingefordert, fand es auch auf planungstheoretischer Ebene ausdrücklich Beachtung. Das neue Paradigma einer „Planung von unten“ (vgl. z. B. STÖHR 1981a; 1981b) zielt auf eben diese Prinzipien der aktiven, verantworteten und Konflikte im Diskurs verhandelnden Partizipation der Betroffenen ab. Dahinter steht auch die Hoffnung, die gleichsam vor Ort vorhandenen, autochthonen Kreativitätspotentiale für Entwicklungsprozesse nutzbar zu machen. Dieses Planungskonzept bezieht sich dabei keineswegs nur auf den Maßstabbereich der lokalen oder kommunalen Ebene, sondern wird durchaus auch auf regionale und überregionale Bereiche ausgedehnt.

Bei einigen konkreten Anwendungsversuchen dieses Modells, die den Partizipationsaspekt überstrapazieren, kann sich der außenstehende Beobachter gewiß nur schwer dem Eindruck entziehen, daß hier naive Sozialromantik kultiviert wird und die Austreibung des Teufels mit Hilfe des Belzebuben erfolgen soll: Die Indoktrinierung der „Beplanten“ durch den an funktionalen Globalzielen orientierten technokratischen Planungsexperten wird schlichtweg ersetzt durch die Indoktrinierung und Bevormundung, die vom „Partizipationsanimator“ ausgeht. Derartige Auswüchse sollten aber nicht die Sicht darauf verstellen, daß mit dem Modell der „Planung von unten“ eine zeitgemäße Ergänzung des klassischen Planungsverständnisses möglich erscheint, mit dessen Hilfe die aktive Gestaltung unserer Lebensräume wieder besser in demokratie- und sozialpolitische Legitimationszusammenhänge eingebunden werden kann.

Die oben angedeutete Spannung zwischen den Prinzipien POLIS und REGIO wurde natürlich längst von den politischen Entscheidungsträgern erkannt — oft im Zuge sehr schmerzhafter und verlustreicher Lernprozesse. Es fehlt daher nicht an Versuchen, im Rahmen kommunaler Planung und Administration dem Leitbild POLIS stärker Rechnung zu tragen. Die Spannweite dieser Versuche ist sehr

groß; sie reicht — wie manche halbherzig eingesetzten „Stadtteilbüros“ in ihrer kompetenzlosen Beliebigkeit demonstrieren — von bloßer Besänftigungs- oder Beschwichtigungstherapie, in deren Rahmen die frustrierten Bürger ihren kommunalpolitischen Aggressionsstau abarbeiten können, bis zu durchaus ambitionierten und aufwendigen Bemühungen, die sogar vor einer direkten und aktiven Einbeziehung der Bevölkerung in die Zielfindung des Planungsprozesses nicht zurückschrecken (vgl. z. B. AICHHORN et al. 1981). Es muß ausdrücklich angemerkt werden, daß für den Bereich großstädtischer Siedlungen das Planungskonzept POLIS natürlich auf subzentrale Teilräume des gesamten Siedlungskörpers zu beziehen ist, also auf der Ebene der Stadtviertel greifen müßte (PANKOKE 1977, 51 ff.).

## 2. SUBZENTRALE PLANUNGSEINHEITEN IN SALZBURG — KOMMUNALE DIENSTE AUF DER VIERTELSEBENE

Vor dem oben angesprochenen Hintergrund können einige neuere Aktivitäten und Projekte des Magistrats der Stadt Salzburg gesehen werden. 1986 wurde vom Kulturausschuß der Stadt Salzburg die Ausarbeitung eines Kulturentwicklungsplanes in Auftrag gegeben. Im Rahmen dieses Projekts sollte unter anderem versucht werden, eine Bestandsaufnahme des kulturellen Status quo zu erstellen und eine den Bedürfnissen der Bevölkerung nahekommende Entwicklung des kulturellen Potentials der Stadt, das ja in besonderem Maße in Hochkultur („erste Kultur“) und Alternativ- oder Gegenkultur („zweite Kultur“) gespalten ist, in die Wege zu leiten. Weiters sollten konkrete kulturelle Aufgabenstellungen formuliert und Entscheidungshilfen bzw. Inhalte für die kulturpolitische Praxis bereitgestellt werden. Ausdrücklich war dabei an eine Instrumentalisierung auf der Ebene der Stadtviertel gedacht, die in stadtteilzentrierten „Kulturversuchen“ im Rahmen des Pilotprojekts „Kulturelle Stadtteilarbeit in Lehen“ (z. B. Foto-Animation Lehen, Stadtteil- und Kreativzentrum Eizenbergerhof) ihren Niederschlag fand (vgl. PÖSCHL et al. 1987).

Gegenwärtig plant die Wohlfahrtsabteilung des Magistrats eine Reihe von sozialen Infrastruktureinrichtungen zu dezentralisieren. Dieses Projekt soll gezielt auf der Basis subkommunaler Raumeinheiten durchgeführt werden. Um eine möglichst hohe Übereinstimmung zwischen Infrastruktur- und Versorgungspotential mit lebensweltlich-sozialen Raumeinheiten zu gewährleisten, wird im Rahmen eines eigenen Forschungsprojektes eine sozialräumliche Differenzierung des Stadtkörpers erarbeitet, die als Grundlage für die Umstrukturierung herangezogen werden soll (vgl. dazu AUTISCHER 1989).

Dieser Reformansatz geht also von der Hypothese aus, daß es voneinander abgrenzbare Stadtviertel, „Nachbarschaften“ oder Raumzellen gibt, die von der Bevölkerung auch als eigenständige Bereiche der Stadt erlebt und erfahren werden und die als physische Bezugsbasis sozialer Interaktion dienen. Das eigentliche Ziel des Unternehmens liegt wohl einerseits im Bestreben, auf dieser Basis eine möglichst hohe Akzeptanz und Effizienz kommunaler Dienstleistungen zu erreichen. Andererseits soll damit vermutlich auch jene auf den eigenen

engeren Lebensraum bezogene Identifikation, Verantwortlichkeit, Mitarbeitsbereitschaft und lokalpolitische Kompetenz der Bewohner initiiert bzw. gefördert werden, die als eigentlicher Kern des Prinzips POLIS gelten kann.

Die These der Viertelsbindung und der lebensweltlichen Bedeutsamkeit städtischer Nachbarschaften muß aber kritisch diskutiert und spezifiziert werden, denn es ist hinlänglich belegt, daß im Zuge der sozioökonomischen Differenzierungsprozesse der Moderne die generelle Bindungsfähigkeit kleinräumiger sozialer Bezugssysteme abgenommen hat und vielfach auch völlig verlorengegangen ist.

### 3. VIERTELSBEWUSSTSEIN UND PARTIZIPATION — ZUR KRITIK UND RENAISSANCE DES NACHBARSCHAFTSBEGRIFFS

Seit der Jahrhundertwende und besonders ausgeprägt seit den 30er Jahren taucht in verschiedensten programmatischen Entwürfen des Städtebaues und der Stadtplanung das Konzept der Nachbarschaft als eine der wichtigsten Ideen zur Gestaltung und Bändigung der Unübersichtlichkeit moderner Großstädte auf. Man wollte gleichsam ein Heilmittel finden, mit dessen Hilfe die aus der Größe, Anonymität und Kälte der Großstadt resultierenden Schäden behandelt werden könnten. Das Konzept der großstädtischen Nachbarschaft war also von Anfang an als utopischer Entwurf, als Gestaltungsprinzip angelegt. Es handelte sich um ein städtebauliches Programm, mit dessen Hilfe die Sozialisation und emotionale Verwurzelung der Bewohner auf lokaler Basis bewirkt werden sollte. Dies glaubte man durch eine Gliederung des Stadtkörpers in überschaubare, nach außen abgegrenzte und funktional in sich zentrierte Raumeinheiten etwa von der Größe eines Volksschulbezirkes erreichen zu können (vgl. PFEIL 1963, 39).

Sowohl bei der Evaluierung realisierter Nachbarschaftsplanung als auch beim Versuch, „funktionierende“ großstädtische Nachbarschaften im Rahmen stadtsoziologischer Untersuchungen empirisch zu belegen, stellte sich aber heraus, daß die Vorstellung einer gleichsam „organisch-ganzheitlichen“ oder „natürlichen“ sozialräumlichen Einheit eher als Mythos denn als großstädtische Realität gelten muß. Nur für homogene und vorwiegend ethnisch determinierte Unterschichtwohnquartiere (vor allem der nordamerikanischen Großstadt) war eine gute Entsprechung mit dem Idealbild der Nachbarschaft zu beweisen (vgl. z. B. FRIED u. GLEICHER 1961).

Vor allem zeigte sich in unzähligen Fallstudien, daß die vom Nachbarschaftskonzept unterstellte innere Homogenität und Geschlossenheit städtischer Quartiere nicht existiert. Die Verkehrskreise der Bewohner und das räumliche Muster ihrer sozialen Interaktionen sowie der Versorgungs-, Konsum- und Freizeitaktivitäten sind keineswegs derart ausschließlich auf die weitere Nahumgebung des Wohnstandortes konzentriert, wie das die Verfechter der Nachbarschaftsidee annahmen (vgl. dazu z. B. FRIEDRICH 1977, 243—254). Die Nachbarschaft ist auch nicht der eindeutige Brennpunkt der besonders intensiven und engen außerfamiliären Sozialkontakte. Für den Salzburger Stadtteil Taxham haben AUTISCHER u. MAIER-RABLER (1984, 310—321) belegt, daß die Aktions-

und Interaktionsräume der Viertelsbewohner weit über den gesamten Siedlungskörper der Stadt streuen. Auch bei einer Untersuchung des Stadtteils Lehen (WEICHHART u. WEIXLBAUMER 1988) ergab sich ein ähnlicher Befund<sup>1</sup>.

Aus diesen Hinweisen darf nun aber keinesfalls der Schluß gezogen werden, daß städtische Wohnquartier mit ihren baulichen, sozialen und infrastrukturellen Gegebenheiten für die jeweiligen Bewohner bedeutungslos wären und als Objekte der Identifikation, emotionalen Bindung oder sozialen Orientierung und Verantwortlichkeit vernachlässigt werden könnten. Eine genauere Betrachtung zeigt nämlich, daß all diese Bindungsbeziehungen zwischen Bewohnern und Stadtteil sehr wohl existieren und für deren psychische und soziale Befindlichkeit durchaus eine beachtliche Rolle spielen. Dies alles wird aber auf wesentlich subtilere, indirektere und differenziertere Weise bewirkt, als das klassische Nachbarschaftskonzept unterstellt hatte. Zum Teil ergeben sich solche Bindungen auch auf dem Umweg über symbolische Bezüge und Deutungsmuster.

Das klassische Nachbarschaftskonzept ging von einem direkten und mit hoher Ausschließlichkeit innenorientierten Beziehungsgefüge zwischen Individuum und sozialräumlicher Bezugsfläche aus. Es implizierte also einen Interaktionstypus, bei dem — ähnlich wie im Falle von Primärgruppen segmentär gegliederter vorindustrieller Gesellschaften — der genutzte Lebensraum die einzige und ausschließliche Basis der sozialen Existenz darstellt, auf die alle wesentlichen Aktivitäten und Ressourcennutzungen bezogen sind. Ein derartiger Ansatz konnte der hochgradigen Arbeitsteiligkeit und Differenziertheit moderner Gesellschaftssysteme und der damit verbundenen räumlich-strukturellen Diversifizierung natürlich nicht gerecht werden.

Wie läßt sich nun die oben behauptete soziale Bedeutsamkeit der Bindung von Stadtbewohnern an ihr Quartier, die ja eine grundlegende Voraussetzung für das Planungsprinzip POLIS darstellt, theoretisch fassen und empirisch belegen? An dieser Stelle müssen einige wenige schlagwortartige Hinweise genügen<sup>2</sup>.

Eine erste wichtige Differenzierung ergibt sich daraus, daß menschliche Individuen gleichzeitig auf ein ganzes Spektrum räumlich-sozialer Bezugsflächen orientiert sind, das vom Mikromaßstab des „Personal Space“ (HALL 1966) über die Wohnung und die engste Wohnumgebung (WEICHHART 1987, 327—335), das weitere Wohnquartier (WEICHHART u. WEIXLBAUMER 1988), die Gesamtstadt (LALLI 1988), größere Regionen (BLOTEVOGEL, HEINRITZ u. POPP 1989) bis zu Nationen, Staaten und Kulturräumen reicht (vgl. dazu Abb. 1 bei WEICHHART, im Druck a). Je nach Handlungskontext und aktuellem Sinnbezug „oszilliert“ der personale Bezug zu derartigen Raumeinheiten gleichsam zwischen den Maßstabsebenen (vgl. HOLTSMANN 1988). Eine konzeptionelle Fixierung ausschließlich auf einen dieser Maßstabsbereiche erscheint daher wenig sinnvoll.

Zweitens kann angenommen werden, daß persönlichkeits- und lebensstilspezifische Unterschiede in der „Anfälligkeit“ gegenüber territorialen Bindungen bestehen. Einzelpersonen können sich demnach in stärkerem oder schwächerem Maße mit sozialräumlichen Bezugssystemen identifizieren („Lokalismus“ versus „Kosmopolitismus“; vgl. z. B. FISCHER u. FISCHER 1981).

Überdies dürften sich Unterschiede in der Bindungsintensität auch aus der Objektseite der Beziehung ergeben: Es gibt offensichtlich Raumbereiche, die für

solche Prozesse weniger gut geeignet sind als andere (vgl. z. B. LAVIN u. AGATSTEIN 1984). Dies kann etwa für sozialräumliche Einheiten angenommen werden, denen die historische Tiefe fehlt oder die keine gestalthaft wahrnehmbare Eigenständigkeit besitzen.

Unter Berücksichtigung derartiger Einschränkungen kann nun gezeigt werden, daß auch subzentrale städtische Viertel für ihre Bewohner durchaus jene emotionale und identitätsbezogene Bedeutung besitzen, die mit den Begriffen „Heimatgefühl“, „emotionale Ortsbezogenheit“, „symbolische Raumbindung“ oder „Place Identity“ umschrieben wird. Zunächst einmal sind Stadtviertel fixe Bestandteile der kognitiven Strukturierung menschlicher Umweltwahrnehmung. Sie sind gängige Begriffe der Umgangssprache, die problemlos in der alltäglichen Kommunikation eingesetzt werden. Mit den Viertelsnamen „Lehen“, „Taxham“ oder „Aigen“ kann jeder Bewohner der Stadt Salzburg etwas anfangen. Er weiß, daß es sich hier um spezifische, räumlich abgeschlossene Bereiche des Siedlungskörpers handelt, er hat eine ungefähre Vorstellung darüber, wo diese Gebiete liegen, wie sie abzugrenzen sind, und er verknüpft mit diesen Namen eine ganze Reihe von zugehörigen Attributen. Diese dem Stadtteil zugeschriebenen Eigenschaften enthalten natürlich auch Werturteile, die mit persönlich gefärbten Zuneigungen oder Abneigungen in Beziehung stehen.

Die oben angesprochene lebensweltliche und emotionale Bindung der Bewohner an das jeweilige Wohnquartier kann nun überzeugend durch den empirisch gut belegten Befund demonstriert werden, daß sich das Selbstbild des betreffenden Stadtteils in positiver Hinsicht vom Fremdbild unterscheidet. Mit anderen Worten: Das Urteil der Bewohner fällt in der Regel wesentlich günstiger, schmeichelhafter und positiver aus als das Urteil der außerhalb dieses Viertels lebenden Stadtbevölkerung. Dies gilt auch für solche Stadtteile, die in der öffentlichen Meinung eine besonders schlechte Reputation haben — wie etwa der Salzburger Stadtteil Lehen (vgl. WEICHHART u. WEIXLBAUMER 1988). Mit dieser Überhöhung und Bevorzugung des jeweiligen Wohnstandortes, die durchaus mit einer realistischen Einschätzung seiner Defizite an Lebensqualität einhergehen kann, steht auch die immer wieder zu beobachtende Distanzabhängigkeit innerstädtischer Wanderungen in Zusammenhang. Das häufigste Ziel derartiger Umzüge ist immer jener Stadtteil, in dem bereits die Vorwohnung gelegen war (bzw. seine unmittelbare Umgebung; vgl. für das Beispiel Salzburg WEICHHART, im Druck c).

Wodurch entsteht nun diese „Viertelsloyalität“, diese positiv ausgeprägte territoriale Bindung? Im Falle von Städten wie Salzburg sicher nicht durch jene Prozesse, die generell vom klassischen Nachbarschaftskonzept als Ursachen angeführt werden: durch ein räumlich fixiertes enges Muster sozialer Interaktion, „kleine soziale Netze“ und eine hochgradige räumliche Konzentration außerhäuslicher Aktivitäten. Es sind vermutlich wesentlich weniger dramatische, stille und verdeckte Formen der Interaktion, die auf längere Sicht hohe Bindungskräfte entwickeln können. Hier ist an eine Klasse sozialer Interaktionen zu denken, die gleichsam auf einer „niedrigeren“ Stufe der Bedeutsamkeit angesiedelt ist: nicht intensive, enge und emotional tiefreichende Freundschaftsbeziehungen, sondern jene unverbindlichen und informellen Kontakte, die auf dem Niveau des „Smalltalk“ ablaufen, sich mehr oder weniger zufällig ergeben,

aber eine hohe Häufigkeit und räumliche Konzentration aufweisen. Dazu zählen die Begrüßung des Wohnungsnachbarn ebenso wie das beiläufige Gespräch mit dem Trafikanten, der Verkäuferin und dem Friseur, das neben dem Wetter nicht selten viertelsspezifische Lokalereignisse und „Nachbarschaftstratsch“ zum Inhalt hat. Dazu zählen das Gespräch mit Zufallsbekanntschaften im Straßencafé oder im „Stammbeisl“ an der nächsten Straßenecke, aber auch die Kontakte am Sportplatz des Viertels, am Kinderspielplatz, beim Spaziergang oder an der Bushaltestelle. Dazu wird man auch die kleinen Hilfeleistungen rechnen können, die sich gelegentlich zwischen unmittelbaren Nachbarn auch dann ergeben, wenn sie keine formellen Sozialkontakte pflegen.

Noch weniger dramatisch sind jene Bindungskräfte, die sich aus der bloßen Tatsache der über längere Zeiträume fixierten körperlichen Anwesenheit in einem bestimmten Quartier ergeben. Daraus resultiert eine hohe Vertrautheit mit den baulichen und sozialen Gegebenheiten zumindest des engeren auf die Wohnung zentrierten Aktionsraumes. Struktur, Farbe und Atmosphäre des baulichen Ensembles oder tagesrhythmische Phänomene des Verkehrsgeschehens stellen ebenso einen materiellen Hintergrund dieser Vertrautheit dar wie bekannte Gesichter von Passanten, der Briefträger oder der Zeitungskolporteur, deren Existenz einem vielleicht erst dann bewußt wird, wenn man sie nicht mehr sieht.

Das Faktum, daß man Bewohner dieses Viertels ist und in die angedeuteten Beziehungsformen eingebunden ist, führt letztlich dazu, daß dieser Teil der subjektiven Lebenswelt sogar zu einem Bestandteil personaler Identität wird. Es ist also schlicht und einfach die Vertrautheit der alltäglich genutzten Umgebung, die Sicherheit und Gewißheit der routinemäßig handhabbaren Umwelt, ihre Verlässlichkeit und Konstanz, die dazu führen, daß man sich dem eigenen Quartier verbunden fühlt, und die indirekt zur Erfahrung der zeitlichen Konstanz eigener personaler Identität beitragen. Ähnliche territoriale Bindungen können sich für ein Individuum aber auch für andere regelmäßig „bewohnte“ Raumschnitte ergeben, etwa für den Zweitwohnsitz, das regelmäßig aufgesuchte Urlaubsziel oder die Umgebung des Arbeitsplatzes. Natürlich kann es vorkommen, daß sich für einzelne Viertelsbewohner im Laufe der Zeit sogar jene quartiersbezogene Interaktionsdichte und -intensität einstellt, die den Vorstellungen des klassischen Nachbarschaftskonzepts nahekommt. Derartige Entwicklungen werden etwa für bestimmte Alters-, Schicht- und vor allem Lebensstilgruppen vermutet (vgl. z. B. GÖSCHEL 1984, 22–24).

Dieses selbstverständliche, in der Regel unreflektierte und unbewußte Eingefügtsein in die Situationszusammenhänge des eigenen Wohnquartiers ist wohl die wichtigste Ursache für die Entwicklung einer mehr oder weniger ausgeprägten „Viertelsloyalität“ bzw. eines „Viertelsbewußtseins“, bei dem die Grenzen zwischen Subjekt und Umwelt beginnen, durchlässig zu werden: die Umwelt wird Teil der personalen Identität, das Individuum wird Teil der Umwelt (vgl. z. B. PROSHANSKY, FABIAN u. KAMINOFF 1983).

Es gibt eine ganze Reihe von Untersuchungen, die sehr plausible Argumente dafür vorbringen, daß die zur Viertelsloyalität führenden Prozesse in engem wechselseitigen Zusammenhang stehen mit der Entwicklung eines quartierbezogenen politischen Engagements und jener verantworteten Partizipationsbereit-

schaft, welche die Grundlage des Prinzips POLIS darstellt (vgl. z. B. WINTER u. CHURCH 1984). Ein von GUTMANN (1983) mit akribischer Genauigkeit nachgezeichnetes Beispiel für ein derartiges viertelsbezogenes Engagement ist der Fall der „Initiative für eine bessere Lebensqualität in Lehen“.

#### 4. VIERTELSBEWUSSTSEIN UND VIERTELSBEWERTUNG — DAS BEISPIEL LEHEN

Die Hinweise und Überlegungen des letzten Abschnittes lassen die Vermutung plausibel erscheinen, daß subzentrale Stadtteile tatsächlich als sinnvolle räumliche Bezugseinheiten einer nutzerorientierten Stadtplanung eingesetzt werden können. Es ist anzunehmen, daß aufgrund der Viertelsloyalität, die zumindest für einen Teil der Bewohner wirksam sein dürfte, sowohl eine höhere Partizipationsbereitschaft bei der planerischen Gestaltung dieser städtischen Teilräume als auch eine höhere Akzeptanz konkreter Maßnahmen zu erreichen ist. Vor allem aber könnte durch die ausdrückliche Beachtung dieser untersten räumlichen Planungsebene wesentlich besser auf die viertelsspezifischen Besonderheiten und Bedürfnisse eingegangen werden, als dies bei einer räumlich undifferenzierten Globalplanung möglich ist.

Empirische Belege für die Existenz und die Wirksamkeit einer ausgeprägten Viertelsloyalität sowie für die Bedeutung viertelsspezifischer Umweltbewertung liegen auch für den Salzburger Stadtteil Lehen vor. Sie wurden im Rahmen eines laufenden Forschungsprojekts am Institut für Geographie der Universität Salzburg mit dem Titel „Viertelsbewußtsein — Raumbezogene Identität in stigmatisierten und elitären Salzburger Stadtteilen“ erarbeitet<sup>3</sup>. Die (im hier diskutierten Zusammenhang relevanten) Ergebnisse dieser Untersuchung können wie folgt zusammengefaßt werden:

1. Auch in einem „stigmatisierten“ Stadtteil wie Lehen, der in der öffentlichen Meinung ein sehr negatives Image besitzt, ist für die dort wohnende Bevölkerung ein ausgeprägtes Bewußtsein der bejahenden Zugehörigkeit festzustellen. Man fühlt sich mit dem Quartier verbunden, „wohnt gerne“ dort, betrachtet es als „Heimat“. Diese positive Einstellung ist quer durch alle sozialen Schichten festzustellen und gilt für mehr als zwei Drittel der von uns befragten Viertelsbewohner. Überwiegend fühlt man sich auch in das soziale Umfeld der Wohnumgebung integriert.
2. Fast 70 Prozent der Probanden bringen eine positive Einstellung zur Teilnahme an viertelsbezogenen Planungs- und Gestaltungsaktivitäten zum Ausdruck. Sie fühlen sich mit dem eigenen Wohnquartier und seiner Bevölkerung solidarisch.
3. Die generellen Umweltbedingungen im eigenen Wohnviertel beeinflussen in hohem Maße lebensweltliche Wahrnehmungs- und Wertungshorizonte. Mit anderen Worten: Die Gegebenheiten des Quartiers wirken sich auf die kognitiven Strukturen der Umweltwahrnehmung aus und bilden somit entscheidende Definitionskriterien für die subjektiven Problemsichten der Bevölkerung bei der aktiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebens-

raum. Dies konnte für unsere Lehener Probanden am Beispiel des umgangssprachlichen Begriffes „Lebensqualität“ gezeigt werden (WEICHHART u. WEIXLBAUMER 1988, 289—294, bes. Tab. 11). Auf eine Serie offener Fragen zu diesem Stimulus reagierten die Befragten mit der spontanen Nennung einzelner subjektiver Dimensionen von Lebensqualität. Diese Aufzählungen können zu inhaltlichen Kategorien zusammengefaßt werden. Ordnet man die Sachgruppen nach der Rangfolge ihrer Nennungshäufigkeit, dann zeigt sich, daß Verkehrsaufkommen, Lärmpegel und Luftqualität zu den wichtigsten Kriteriengruppen gehören. Eine sehr hohe Bedeutung kommt mit dem 2. Rang der Ausstattung mit Grünräumen zu. Die Wohndichte, die nach Meinung der Lehener ein annehmbares Maß nicht überschreiten dürfe, rangiert noch vor den Einkaufsmöglichkeiten und ästhetisch-städtebaulichen Kriterien. Das in dieser Rangfolge der Nennungshäufigkeiten zum Ausdruck kommende Urteil der Bevölkerung bietet — wie jeder Kenner der Verhältnisse in diesem Stadtteil bestätigen kann — ein sehr treffendes Abbild der Wohnsituation in Lehen. Die kognitiven Denkmuster, die für die Lehener hinter dem umgangssprachlichen Konzept „Lebensqualität“ stehen, spiegeln genau jene Gegebenheiten wider, die das eigene Wohnumfeld als Kernzone der jeweiligen Lebenswelt kennzeichnen. Das eigene Wohnviertel wird damit — vor allem in Hinblick auf die bestehenden Mängel und Defizite — zum Maß und Richtwert der subjektiven Problemdefinitionen.

Dieser letztgenannte Gesichtspunkt soll im folgenden am Beispiel des Kulturverständnisses der Lehener und ihrer Vorstellungen über die kulturelle Infrastruktur etwas genauer diskutiert werden. Wie beurteilen denn die Bewohner Lehens die Ausstattung ihres Wohnquartiers mit kultureller Infrastruktur? Wie werden die bestehenden Einrichtungen von ihnen genutzt? Welche kulturspezifischen Bedürfnisse können im Stadtteil nicht oder nur unzulänglich realisiert werden? Wie verhalten sich kulturbezogene Ausstattungswünsche zu der tatsächlichen Inanspruchnahme bestehender Einrichtungen? Welches generelle Kulturverständnis ist für die Lehener charakteristisch?

Es ist anzunehmen, daß eine nutzerorientierte moderne Stadtplanung, die bereits in der Zielfindungsphase auf die Bedürfnisse und Probleme der „Beplanten“ einzugehen bereit ist, aus der Beantwortung derartiger Fragen eine Reihe von Entscheidungshilfen und Optimierungsstrategien ableiten kann.

#### 5. KULTUR UND LEBENSQUALITÄT

Im umgangssprachlich-lebensweltlichen, aber auch im wissenschaftlichen Verständnis umfaßt der Begriff „Kultur“ ein sehr breites Feld von Bedeutungsinhalten. Mit einer inhaltlich weit ausgreifenden Formel umschreibt NEIDHARDT (1986, 11) diesen Begriff aus kultursociologischer Sicht als „... das System kollektiver Sinnkonstruktionen, mit denen Menschen die Wirklichkeit definieren — jener Komplex von allgemeinen Vorstellungen, mit denen sie zwischen wichtig und unwichtig, wahr und falsch, gut und böse sowie zwischen schön und

häßlich unterscheiden.“ Operationale Bestandteile einer solchen Definition wären Wissenstraditionen, Geschmack, Literatur, Philosophie, Kunst und Wissenschaft, Moralprinzipien und Präferenzcodes (ebda.). Ein ähnlich umfassendes Verständnis, ergänzt um den Aspekt der materiellen Kultur und ausdrücklich auf die alltägliche Lebenspraxis bezogen, findet sich auch in der Kulturethnologie (vgl. z. B. GREVERUS 1978). In diesem Sinne bezieht sich „Kultur“ also auf den Gesamtbereich menschlicher Lebensäußerungen, auf all das, was menschliche Schöpfung und nicht „Natur“ ist.

Im alltäglichen Sprachgebrauch, aber auch in der politischen Diskussion wird der Begriff dagegen vielfach in einer engeren Definition verwendet, die aus einer Polarisierung menschlicher Lebensäußerungen zwischen den als Gegensätzen wahrgenommenen Bereichen Zivilisation und Kultur resultiert. Der Zivilisation werden gleichsam die „niedrigen“, „profanen“, funktionalen, der Arbeitswelt zugehörigen menschlichen Aktivitäten zugeordnet. „Kultur“ meint dann die „höherwertigen“, „geistigen“ und ästhetischen Bereiche, die mit „Feiertag“ und „Muße“ zu tun haben (vgl. z. B. GREVERUS 1978, 53—55). Genaugenommen handelt es sich hier um zwei Polaritäten: einerseits um jene zwischen Arbeitswelt (mit Tätigkeiten, die dem Broterwerb, der materiellen Sicherung des Lebens dienen) und Freizeitwelt (mit Aktivitäten, die der Entspannung und Muße dienen), andererseits um jene zwischen Alltagskultur und Hochkultur. Mit „Alltagskultur“ sind jene vielfach regional und gruppenspezifisch differenzierten Bereiche menschlicher Lebensäußerungen gemeint, die prinzipiell jedem Mitglied der Gesellschaft zugänglich sind und alltäglich handhabbare Sinnkonfigurationen beinhalten. Das kann sich also auf Bereiche wie Essen, Kleidung, Genuß, Wohnen, soziale Interaktion oder Freizeit im allgemeinen beziehen. „Hochkultur“ verweist dagegen auf jene immer stärker von regionalen oder nationalen Rahmenbedingungen abgehobenen und in höchstem Maße professionalisierten Aktivitäten und Produkte, die vor allem den Künsten (gelegentlich auch den Wissenschaften) zugerechnet werden und die assoziativ mit den Attributen des Erlesenen, Wertvollen, Hochgeistigen, Erhabenen und Schönen verknüpft werden. Daneben ist noch auf eine dritte Polarität zu verweisen, die vor allem (aber nicht ausschließlich) in Zusammenhang mit der Hochkultur bedeutsam ist. Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Kultur“ kann für das Einzelindividuum einerseits passiven Konsum, rezeptive Teilnahme bedeuten, andererseits aber auch aktive, produktive und kreative Gestaltung.

Aktive und passive Teilnahme im Alltags- wie im Hochkulturbereich haben für das Individuum einen Sinn, eine bestimmte Bedeutung. Ihr offensichtlicher Nutzen für den Handelnden besteht vor allem darin, bestimmten subjektiven Bedürfnissen gerecht zu werden. Nach den Vorstellungen der psychologischen Bedürfnisforschung richtet der Mensch bewußt und unbewußt sein Leben nach einer Reihe von „Grundbedürfnissen“ aus, deren Befriedigung die Voraussetzung für eine erfüllte Daseinsbewältigung darstellt (vgl. z. B. MASLOW 1954; ALDERFER 1972; MEYER-ABICH u. BIRNBACHER, Hrg., 1979 oder HEFFTNER 1981). In unserem Zusammenhang ist dabei an die Gruppe der „höherrangigen“ psychosozialen Bedürfnisse und der Wachstumsbedürfnisse zu denken (vergl. dazu auch DELHEES 1975, 70): Sicherheitsbedürfnis, Zugehörigkeits- und Liebesbedürfnis, Selbstschätzungsbedürfnis, Bedürfnis nach

Selbstverwirklichung, Umweltverständnis und Zerstreung. Bedürfnisse können auf die unterschiedlichste Art und Weise befriedigt werden. Es ist anzunehmen, daß zur Befriedigung der eben aufgezählten Gruppe von Motiven unter anderem besonders kulturelle Aktivitäten im weitesten Sinne gut geeignet sind (vgl. PÖSCHL et al. 1987, 16—23). Aktive wie passive Teilhabe an der Alltags- wie der Hochkultur vermitteln (psychische) Sicherheit, demonstrieren Zugehörigkeit (zu einer bestimmten sozialen Gruppe), sichern oder erhöhen die Wertschätzung der eigenen Person nach innen und gegenüber dem sozialen Außen. Weiters ist kulturbezogenes Handeln eine besonders wirksame Möglichkeit der Selbstverwirklichung und Zerstreung.

Die Befriedigung von Grundbedürfnissen ist dann möglich, wenn die zu ihrer Realisierung notwendigen inneren und vor allem äußeren Voraussetzungen und Mittel verfügbar sind. Wenn derartige Bedingungen zur Verwirklichung von Bedürfnissen in einer bestimmten Situation vorliegen, dann kann diese Situation mit dem Attribut „hohe Lebensqualität“ charakterisiert werden. „Lebensqualität“ wäre also als korrespondierende Außenstruktur für eine subjektiv angemessene Bedürfniserfüllung zu sehen. Dementsprechend wird dieser planerisch so wichtige Begriff auch definiert als „... das Ausmaß der Befriedigung von Bedürfnissen, das Individuen durch Interaktion mit ihrer alltäglichen (physischen und sozialen) Umwelt erreichen können und als ... das Ausmaß des Wohlbefindens ... , das dabei subjektiv empfunden wird“ (LÖTSCHER 1985, 7).

Auch kulturelles Handeln findet nicht im luftleeren Raum statt, es benötigt Voraussetzungen, Rahmenbedingungen, Instrumente, Hilfsmittel und Einrichtungen. Wenn kulturelle Aktivitäten (im oben besprochenen weitesten Sinne) der Befriedigung subjektiver Grundbedürfnisse dienen können, dann müssen all jene Voraussetzungen und Infrastruktureinrichtungen, die diese Bedürfnisrealisierung positiv beeinflussen, als Bestandteil von „Lebensqualität“ angesehen werden.

## 6. KULTURELLE AKTIVITÄTEN UND INFRASTRUKTUREN AUF DER STADTTEILEBENE

### 6.1 Die Inanspruchnahme kultureller Einrichtungen und Stile kultureller Aktivitäten

Ein erster Einstieg zur Erfassung des Kulturverständnisses und der kulturbezogenen Handlungsmuster bestimmter Bevölkerungsgruppen kann in der Analyse der tatsächlich genutzten kulturellen Einrichtungen gesehen werden. Was tun die Bewohner des Stadtteils Lehen, welche Aktivitäten setzen sie, wenn sie sich mit „Kultur“ (in ihrem jeweils eigenen Verständnis) beschäftigen? Bei der von uns durchgeführten Erhebung<sup>4</sup> wurde diese Frage offen (also ohne Vorgabe von Antwortalternativen) formuliert<sup>5</sup>, um die Reaktionsmöglichkeiten nicht durch vorgegebene Kategorisierungen zu beeinflussen. Erst bei der Auswertung wurden die Antworten zu jenen Gruppen zusammengefaßt, die in Tabelle 1 ausgewiesen sind. Mehrfachangaben waren die Regel.

Tab. 1: Die Nutzung von städtischen Kultureinrichtungen durch Bewohner des Stadtteils Lehen

Kategorie	Zahl der Nennungen	in % der Probanden	in % der Nennungen	Nutzungstyp
Landestheater	129	70,9	16,1	H
Ausstellungen, Galerien, Museen	108	59,8	14,0	—
Festspiele	70	38,5	9,0	H
Konzerte Mozarteum	67	36,8	8,7	H
Sehenswürdigkeiten	64	35,2	8,3	B
Haus der Natur	61	33,5	7,9	B
Alternative Kulturveranstaltungen	59	32,4	7,6	H, U
Kino	56	30,8	7,2	U
Konzerte allgemein	53	29,1	6,8	H
Sportstätten	24	13,2	3,1	U, B
Gaststätten	13	7,1	1,7	(U, B)
Büchereien	12	6,6	1,6	—
Stadtfest	10	5,5	1,3	—
Sonstiges	48	26,3	6,2	
(n = 182) Summe	774			

H, B, U = Typen der Kulturnutzung (siehe Tab. 2)

Aus der Nennungshäufigkeit der erfaßten Kategorien ergibt sich, daß im Verständnis und im Nutzungsprofil der Lehener erwartungsgemäß die Hochkultur in ihrer für Salzburg charakteristischen Ausprägung dominiert. Landestheater, Festspiele und musikalische Veranstaltungen auf der einen, Ausstellungen, Museen, Sehenswürdigkeiten (überwiegend im Sinne baulicher Kulturdenkmäler verstanden) auf der anderen Seite umschreiben das Spektrum dieser Kulturauffassung. „Alternative“ Kulturveranstaltungen und Kino, aber auch Sport- und Gaststätten werden weniger häufig genannt; sie deuten auf ein Verständnis im Sinne von Alltagskultur hin.

Um die hinter den Nennungshäufigkeiten von Tabelle 1 stehenden Regelmäßigkeiten in der typischen Kombination von Nutzungen zu erfassen, wurden die Zusammenhänge zwischen den Kategorien mit Hilfe des Chi-Quadrat-Tests überprüft. Im Durchschnitt wurden von den Probanden vier bis fünf Einzelangaben gemacht. Aus Tabelle 2 kann nun abgelesen werden, welche Kombinationen der Nutzungsarten dabei überproportional vertreten bzw. welche beson-

Tab. 2: Signifikante Kombinationen der Inanspruchnahme kultureller Einrichtungen

Kategorie	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1 Landestheater	X		** H	** H		#	+		*	H
2 Ausstellungen, Museen		X								
3 Festspiele			X			#			**	H
4 Konzerte Mozarteum				X						
5 Sehenswürdigkeiten					X	** B				* B
6 Haus der Natur						X	#			** B
7 Alternative Veranstaltungen							X	** U	** H	
8 Kino								X		+ U
9 Konzerte									X	
10 Sportstätte										X
Signifikanzniveau der Chi-Quadrat-Werte	**	99 %								
	*	97,5 %								
	+	95 %								
	#	97,5 %								

Typen der Kulturnutzung:

H konsumptive Hochkultur      B Besuch      U Unterhaltung

ders selten sind. Berücksichtigt wurden hier nur Kategorien mit mehr als 20 Nennungen.

Aus den in Tabelle 2 ausgewiesenen signifikanten Zusammenhängen läßt sich eine einfache Typologie der Nutzungsprofile ableiten. Bei der Kombination der Nennungen ist eine klare Trennung in drei Hauptgruppen zu erkennen. Die hochkulturellen Nutzungsformen Theater, Festspiele, Konzerte sowie „alternative Kulturveranstaltungen“ werden von den Probanden überproportional häufig gemeinsam angeführt, eine Verknüpfung mit den anderen Kategorien kommt dagegen wesentlich seltener vor. Dieser Typus kann mit dem Schlagwort „konsumptive Hochkultur“ (H) bezeichnet werden<sup>6</sup>. Die zweite Hauptgruppe typischer Nutzungskombinationen läßt sich mit dem Begriff „gehobene Unterhaltung“ (U) charakterisieren. Kino, „alternative Kulturveranstaltungen“, Sportstätten und Lokale deuten in ihrer überdurchschnittlich häufigen Kombination auf ein Kulturverständnis, das dem Konzept der Alltagskultur angenähert ist.

Auch die dritte Gruppe weist in Richtung Alltagskultur. Für diesen Typus ist es schwierig, eine treffende übergeordnete Bezeichnung zu finden. Hinter der Kombination von unspezifizierten Sehenswürdigkeiten, den allgemeinbildenden Ausstellungen im „Haus der Natur“ sowie dem Besuch von Sport- und Gaststätten steht am ehesten eine Attitüde des distanziert-unverbindlichen Besehens, Betrachtens oder Zusehens. Als Kurzbezeichnung für diesen Typus verwenden wir im folgenden den Verlegenheitsbegriff „Besuch“ (B). Die Kategorie „Ausstellungen, Galerien und Museen“ streut gleichmäßig über alle Nutzungskombinationen und weist keine überzufälligen Bindungen an andere Kategorien auf.

Nachdem aus den Angaben zur Inanspruchnahme kultureller Einrichtungen eine doch sehr eindeutige und gut abgesicherte Nutzungstypologie ableitbar ist, soll nun der Frage nachgegangen werden, ob diesen Typen auch bestimmte Bevölkerungsgruppen zugeordnet werden können. Mit anderen Worten: Gibt es spezifische Teilgruppen der Befragten, die in stärkerem Maße zu dem einen oder anderen Nutzungstyp tendieren? Diese Frage läßt sich beantworten, wenn man jeweils jene Probanden selektiert, deren individuelles Antwortspektrum möglichst genau der für den Nutzungstyp charakteristischen Kombination von Nennungen entspricht.

Eine derartige Klassifizierung der Probanden nach ihrer Zugehörigkeit zu den Typen Hochkultur, Besuch und Unterhaltung erbringt das in Tabelle 3 dargestellte Ergebnis. Selektionskriterium war die Nennung von mindestens zwei der für den Typus konstitutiven Einzeldimensionen. Kulturelle Aktivitäten im Sinne einer konsumptiven oder rezeptiven Hochkultur ergeben sich für 106 Probanden, 41 Personen lassen sich dem Typus „Besuch“ zuordnen und 33 Personen nennen Aktivitäten des Typs „Unterhaltung“. Differenziert man diese drei Teilgruppen der Stichprobe nun nach einigen sozioökonomischen Merkmalen, dann lassen sich sehr deutliche und gut interpretierbare Unterschiede in der Sozialstruktur erkennen (vgl. Tab. 3).

Das Profil des durchschnittlichen Nutzers von Hochkultur läßt sich wie folgt beschreiben: Es handelt sich um überwiegend ältere Personen mit eher höherem Einkommen. Beim Bildungsniveau liegt der höchste Anteil bei den AHS- und Universitätsabsolventen, der zweithöchste bei den Probanden mit Pflichtschulabschluß. Mehr als zwei Drittel der in dieser Gruppe vertretenen Probanden

Tab. 3: Zusammenhänge zwischen kulturellen Nutzungstypen und sozioökonomischen Merkmalen der Probanden

Sozioökonomische Variable	Hochkultur n = 106 %	Besuch n = 41 %	Unterhaltung n = 33 %
<b>Einkommen (in ÖS 1000,00)</b>			
< 12	15,0	28,2	9,4
12 — < 18	30,0	38,5	31,3
18 — < 24	22,0	15,4	37,4
> = 24	33,0	17,9	21,2
(Chi-Quadrat = 11,6 kritischer Wert = 10,6)	100,0	100,0	100,0
<b>Bildungsniveau</b>			
Volks-, Haupt- und Berufsschule	35,8	58,5	15,2
Mittlere Schule	22,6	19,5	18,1
AHS, Universität	41,6	22,0	66,7
(Chi-Quadrat = 18,3 kritischer Wert = 7,8)	100,0	100,0	100,0
<b>Alter (in Jahren)</b>			
< 30	23,1	35,9	46,9
30 — 39	17,3	25,6	25,0
40 — 49	28,8	17,9	12,5
> = 50	30,8	20,6	15,6
(Chi-Quadrat = 11,2 kritischer Wert = 10,6)	100,0	100,0	100,0
<b>Wohndauer (in Jahren)</b>			
< 3	10,4	17,1	30,3
3 — < 10	21,7	31,7	30,3
> = 10	67,9	51,2	39,4
(Chi-Quadrat = 12,6 kritischer Wert = 7,8)	100,0	100,0	100,0

Als Signifikanzniveau wurden 90 Prozent festgesetzt

leben bereits länger als zehn Jahre im Stadtteil. Es sind also alteingesessene Lehener, die vermutlich der Mittelschicht bzw. dem Bildungsbürgertum angehören und sich eher in einer fortgeschrittenen Phase des Lebens- und Erwerbszyklus befinden.

Deutlich davon abgehoben ist das sozioökonomische Profil jener Probanden, die dem Nutzungstyp „Besuch“ zugerechnet werden können. Hier handelt es sich um Personen mit einem überwiegenden Anteil an den beiden untersten Einkommensklassen und niedrigem Bildungsniveau. Über 60 Prozent sind jünger als 40 Jahre, mehr als die Hälfte wohnt länger als zehn Jahre, knapp ein Drittel zwischen drei und zehn Jahren im Stadtteil. Hier handelt es sich wohl überwiegend um Angehörige der Grundschrift.

Den Nutzungstyp „Unterhaltung“ neigen dagegen Personen zu, die ein überdurchschnittlich hohes Bildungsniveau besitzen, mittleres bis hohes Einkommen beziehen und fast zur Hälfte jünger als 30 Jahre sind. Bei dieser Gruppe ist der Anteil von Personen mit einer Wohndauer unter drei Jahren am höchsten. Zur Charakterisierung dieser Gruppe dürfte wohl das Schlagwort „Yuppies“ (Young Urban Professionals) angemessen sein.

Den erfaßten Nutzungstypen oder Stilen kultureller Teilhabe entsprechen also erwartungsgemäß bestimmte sozioökonomisch beschreibbare Teilgruppen der Bevölkerung. Die diskutierten Unterschiede zwischen den Teilgruppen sind auf dem 90-Prozent-Niveau signifikant.

## 6.2 Das Kulturverständnis der Lehener

Es ist anzunehmen, daß die individuellen inhaltlichen Vorstellungen über den Begriff „Kultur“ zwar mit der oben diskutierten aktuellen Nutzung oder Inanspruchnahme kultureller Einrichtungen in Beziehung stehen, daß aber das internalisierte Globalmodell von Kultur in seiner Bedeutung doch über diesen tatsächlich genutzten Bereich hinausreicht. Auf die offene Frage „Was bedeutet für Sie „Kultur“?“ reagierten die befragten Lehener mit den in Tabelle 4 ausgewiesenen Kategorien. Es war dies die erste der kulturbezogenen Fragen in unserem Interview; die Inhalte der folgenden Items und die Reaktionen darauf konnten sich also auf die spontan geäußerten Assoziationen nicht steuernd oder beeinflussend auswirken. Von vornherein konnte angenommen werden, daß diese Frage zu begrifflich eher allgemeineren Formulierungen anregen würde und in den Antworten nicht einzelne kulturelle Ereignisse oder Institutionen, sondern übergreifende Konzepte dominieren dürften. Im Durchschnitt wurden pro Fragebogen zwei der in der zusammenfassenden Auswertung ausgewiesenen Kategorien angesprochen.

Tatsächlich äußert sich die Hälfte der Befragten auch im Sinne eines umfassenden und allgemeinen Kulturverständnisses, das in seiner inhaltlichen Breite sehr nahe an die oben zitierte Definition der Kulturosoziologie herankommt. Die unter der Kategorie „erweiterter Kulturbegriff“ zusammengefaßten Antworten verweisen auf ein Konzept, bei dem „Kultur“ als Gesamtheit gesellschaftlicher Werte und Erzeugnisse, als Komplex geistiger Leistungen, als Gesamtheit von Bildungsinhalten und als Stil der Auseinandersetzung mit Menschen und Dingen

Tab. 4: Kulturkonzepte der Lehener (freie Assoziationen)

Kulturkonzepte der Lehener	Zahl der Nennungen	in % der Nennungen	in % der Probanden	H	B	U
Erweiterter Kulturbegriff	93	24,9	50,8	51,9	50,0	63,6
Theater	68	18,2	37,2	46,2	20,0	33,3
Festspiele	66	17,6	36,1	46,2	22,5	33,3
Ausstellungen, Galerien, Museen	37	9,9	20,2	19,8	20,0	21,2
Kunst	37	9,9	20,2	24,5	12,5	30,3
Bildungseinrichtungen	31	8,3	16,9	17,9	7,5	21,2
Brauchtum	19	5,1	10,4			
Sport	5	1,3	2,7			
„nichts“	4	1,1	2,2			
Sonstiges	14	3,7	7,7			
(n = 183) Summe	374					

H, B, U Prozentanteil der den Nutzungstypen „Hochkultur“, „Besuch“ und „Unterhaltung“ zurechenbaren Probanden (vgl. die Tab. 1 u. 2; Kategorien mit Werten unter 8 Prozent wurden nicht berücksichtigt).

angesehen wird. Charakteristische Einzelantworten lauten etwa wie folgt: Kultur = „alles vom Menschen erschaffene“, „Verfeinerung und Verschönerung des Lebens“, „gepflegter/stilvoller Umgang mit Menschen“, „Freizeitgestaltung“, „Mensch sein“, „intensives Miteinander von Menschen, gegenseitiges Verständnis“, „alles, was die Lebensqualität verbessert“ (sic; siehe oben), „bewußte und verantwortete Lebensgestaltung“, „Eßkultur“, „alle schönen Dinge“, „geistige Nahrung“ etc. Die Beispiele zeigen, daß die Probanden also auch den Bereich der Alltagskultur einschließen.

Die in der Rangordnung nachfolgenden vier Kategorien beziehen sich auf traditionelle Bereiche der Hochkultur, wobei erwartungsgemäß die salzburgspezifischen Aspekte dominieren. Bildungseinrichtungen (wie Volkshochschule) und Brauchtum rangieren bereits im unteren Bereich. Die Antworten können auch belegen, daß (vor allem im Hochkulturbereich) ein eher passives, auf rezeptiven Konsum orientiertes Konzept von Kultur dominiert.

Eine Differenzierung der Antworthäufigkeiten nach den oben besprochenen Stilen der Kulturnutzung zeigt deutliche (auf dem 90-Prozent-Niveau signifikante) Auffassungsunterschiede. Der erweiterte Kulturbegriff wird von fast zwei

Drittel jener Befragten genannt, die dem Nutzungstyp „Unterhaltung“ zugerechnet werden können, für die anderen beiden Gruppen liegt der betreffende Wert bei 50 Prozent (vgl. die drei letzten Spalten in Tab. 4). Theater und Festspiele werden von fast der Hälfte der Probanden des Typs „Hochkultur“ angeführt, bei der Gruppe „Besuch“ sind es nur ein Fünftel, bei der Gruppe „Unterhaltung“ ein Drittel.

### 6.3 Lehen — ein kulturloser Stadtteil?

Eine hohe Einhelligkeit des Urteils, das weder nach einzelnen sozioökonomischen Kriterien noch nach dem Stil der Kulturnutzung variiert, ergibt sich bei der Bewertung des kulturellen Potentials des eigenen Wohnquartiers. Lehen ist für die Befragten ein Ort, an dem Kultur eher nicht stattfindet (vgl. Tab. 5).

Nur 18,5 Prozent der Befragten billigen dem Stadtteil kulturelle Attraktivität zu, fast 60 Prozent sind eingeschränkt oder völlig davon überzeugt, daß das Quartier ein kulturloser Raum sei. Diese Auffassung steht in einem gewissen Gegensatz zur oben aufgezeigten Bedeutung des Alltags und des erweiterten Kulturkonzepts im Begriffsverständnis der Probanden. „Verfeinerte Lebensart“, „kultivierter Umgang mit Menschen und Dingen“ oder „gepflegte Lebensweise“ müßte doch an allen Orten möglich sein. Es hat also den Anschein, als ob auch für Alltagskultur und für die Verwirklichung eines übergreifenden Kulturkonzepts bestimmte Voraussetzungen, Infrastrukturen, Ausstattungen oder Potentialcharakteristika notwendig wären. Hinweise darauf, wie die Lehener Probanden dieses Problem sehen, lassen sich aus den von ihnen geäußerten Ausstattungswünschen zum Thema „kulturelle Einrichtungen“ ableiten.

Tab. 5: Das kulturelle Potential Lehens aus der Sicht der Bewohner

„Findet Kultur Ihrer Meinung nach auch in Lehen statt?“	Nennungen	in % der Probanden
ja, sehr intensiv	8	4,2
eher ja	27	14,3
weiß nicht	46	24,3
eher nein	65	34,4
sicher nicht	43	22,8
Summe	189	100,0

### 6.4 Ausstattungsdefizite aus der Sicht der Bewohner

Auf die Frage „Welche kulturellen Einrichtungen würden Sie sich für Lehen wünschen?“ reagierten die befragten Viertelsbewohner mit einem Spektrum von Antworten, die sehr gut in das generelle Bild passen, das in den vorangegangenen Abschnitten aus den anderen kulturbezogenen Items unseres Fragebogens abgeleitet werden konnte.

Tab. 6: Ausstattungswünsche mit kulturellen Einrichtungen für den Stadtteil Lehen

Kulturelle Einrichtungen, Ausstattungswünsche	Nennungen		in % der Probanden	Stile der Kulturnutzung (in % der Probanden)		
	absolut	%		H	B	U
„keine Notwendigkeit für Lehen“	84	34,9	45,9	44,2	47,4	33,3
Treffpunkte	41	17,0	22,4	20,2	26,3	36,4
Stadtteiltheater	29	12,0	15,8	21,2	13,2	21,2
Mehrzweckhalle	25	10,4	13,7	17,3	13,2	18,2
Lokale, Kinos	20	8,3	13,2	9,6	7,9	30,3
Sportstätten, Bäder	19	7,9	10,4	11,6	15,8	3,0
Ausstellungen	14	5,8	7,6	7,6	13,2	6,1
Andere	9	3,7	4,9			

H, B, U Prozentanteile der den Nutzungsstilen „Hochkultur“, „Besuch“ und „Unterhaltung“ zurechenbaren Probanden. (Die Unterschiede zwischen diesen Gruppen sind auf dem 90-Prozent-Niveau signifikant.)

Fast die Hälfte der befragten Lehener war der Überzeugung, daß sie keinerlei Wünsche für kulturelle Einrichtungen in ihrem Stadtteil hätten. Eine Aufstockung der kulturellen Infrastruktur sei nicht erforderlich. Besonders ausgeprägt ist diese Auffassung bei Personen, die den Nutzungstypen „Hochkultur“ und „Besuch“ angehören. Als die mit Abstand wichtigste Kategorie von Ausstattungswünschen erweisen sich „Treffpunkte“, die besonders nachdrücklich von Probanden des Nutzungstyps „Unterhaltung“ gefordert werden. Konkrete Beispiele sind „Räumlichkeiten für Clubs“, „Möglichkeiten für aktive, gesellige Freizeit“, „Jugendzentrum“, „Kulturtreff“, „Vereinslokale“, „Treffpunkte, wo man sich selbst aktiv beteiligen kann“, „Kreativzentren“, „Stadtteil- und Straßenfeste“, „Treffpunkte für ältere Menschen“, „Freizeitzentrum für gesellige Unterhaltung“ etc. Es handelt sich also um Einrichtungen, die soziale Kontakte und Interaktionen ermöglichen, für Diskussionsrunden, Gespräche, kleine Veran-

staltungen etc. geeignet sind und in deren Rahmen jener kreative „kultivierte Umgang mit Menschen und Dingen“ möglich wird, der im übergreifenden Kulturverständnis angesprochen wurde.

Mit deutlichem Abstand, aber immerhin noch von knapp 16 Prozent der Probanden artikuliert, folgt als nächster Ausstattungswunsch die Forderung nach einem eigenen Stadtteiltheater. Unterdurchschnittlich ausgeprägt ist dieser Bedarf bei Probanden des Typs „Besuch“. Während der Wunsch nach einem Stadtteiltheater sowohl auf traditionelle Hochkultur als auch auf die Gegenwart einer Alternativkultur verweist, entsprechen die beiden folgenden Kategorien (Mehrzweckhalle, Lokale und Kinos) stärker alltagskulturellen Bedürfnissen. Besonders auffällig exponieren sich hier Probanden des Nutzungsstils „Unterhaltung“. Sportstätten und Bäder sowie Ausstellungen werden dagegen überproportional häufig von Personen erwähnt, die dem Typus „Besuch“ angehören.

Das in Tabelle 6 ausgewiesene Profil von Ausstattungswünschen, in dem gleichzeitig die von der Bevölkerung wahrgenommenen Defizite an kultureller Infrastruktur sichtbar wurden, deutet darauf hin, daß auf der Ebene des Stadtviertels eine ganz bestimmte Form kultureller Aktivitäten und Inhalte bedeutsam ist und von der Bevölkerung als angemessen angesehen wird. Es handelt sich um jene Bereiche einer aktiven wie rezeptiven Teilhabe, die im Rahmen eines übergreifenden Kulturkonzepts vor allem auf alltägliche Kommunikation und soziale Interaktion abzielen. Eine Realisierung dieser Wünsche dürfte dazu führen, daß auch Lehen von seinen Bewohnern als Quartier mit kultureller Lebensqualität wahrgenommen wird.

## 7. ERGEBNISSE UND SCHLUSSFOLGERUNGEN

Aus den Angaben unserer Probanden über die von ihnen tatsächlich beanspruchten kulturellen Einrichtungen in Salzburg, also über ihre aktuelle Teilhabe an verschiedenen Ausprägungsformen oder Bereichen des Kultursystems, konnten drei gut differenzierbare Stile der Kulturnutzung abgeleitet werden. Es zeigte sich, daß diese Nutzungsstile für drei im sozioökonomischen Profil klar unterscheidbare Bevölkerungsteilgruppen charakteristisch sind und sich mit dem generellen Kulturverständnis der Probanden gut vereinbaren lassen. Für das Einzelindividuum stellen sich diese Stile und Kulturkonzepte allerdings nicht als einander ausschließende Polaritäten, sondern eher als Gewichtungsdifferenzen dar.

Das von den Probanden artikuliert allgemeine Verständnis von „Kultur“ kann mit Hilfe von drei Kategorien beschrieben werden. Auch diese Dreigliederung ist als analytische Differenzierung anzusehen, die nicht im Sinne einer Ausschließlichkeit zu verstehen ist. Dem Verständnis von Hochkultur (erste Kultur) steht einerseits die Alternativkultur (zweite Kultur) gegenüber, andererseits aber auch eine „dritte Kultur“, die man mit der Bezeichnung „gehobene Alltagskultur“ umschreiben könnte. Hochkultur umfaßt im Verständnis der Lehener vor allem jenen Bereich, der generell als „Kunst“ bezeichnet wird. Damit sind Musik, Theater, die Festspiele, Museen und wohl auch die Bildende Kunst

gemeint. Diese Art von Kultur findet — darüber besteht bei den Befragten kein Zweifel — außerhalb Lehens statt. Man verknüpft die Hochkultur offensichtlich mit „besonderen“, „herausragenden“ und zentral gelegenen Kulturstätten (wie dem Festspielhaus), für die in einem Stadtteil wie Lehen offensichtlich kein Platz ist, die man sich hier weder wünscht noch vorstellen kann.

Die Beziehungen der Lehener zur Alternativkultur, die als eine Art „Gegenkultur“ mit hohem Anspruchsniveau zu verstehen ist und gewissermaßen eine „progressive“, „junge“ oder „oppositionelle“ Variante der Hochkultur darstellt, sind eher schwach entwickelt. Am ehesten läßt sich dieser Bereich mit den Kategorien „alternative Kulturveranstaltungen“ und „Kino“ (sofern damit anspruchsvolle Filmkunst gemeint ist) fassen. Bei den Ausstattungswünschen kommt ihm durchaus eine gewisse Bedeutung zu, die sich im Verlangen nach einem Stadtteiltheater, Kinos und Ausstellungen niederschlägt. Alternative Kultur ist für die Probanden offensichtlich auch auf der Stadtteilebene möglich und erwünscht.

Die dritte Dimension bezieht sich vor allem auf die im generellen Kulturverständnis geäußerten Aspekte des „kultivierten Lebensstils“, der für alle Bereiche des alltäglichen Lebens bedeutsam ist und einen „gepflegten Umgang mit Menschen und Dingen“ zum Ausdruck bringt. Schwerpunktmäßig kann dieser Aspekt vor allem auf soziale Interaktion und Kommunikation bezogen werden. Er zeigt sich besonders in der hohen Bedeutung, die den Treffpunkten und Lokalen sowie einer Mehrzweckhalle bei den für Lehen geäußerten kulturellen Ausstattungswünschen zugeschrieben wird. Dieser kommunikative, auf den alltagsweltlichen Aspekt eines übergreifenden Kulturverständnisses bezogene Bereich hat seinen Ort also vor allem im Stadtteil, in der Nachbarschaft oder Umgebung der Wohnung, im Bereich des Zentrums der subjektiven Lebenswelt. Das schließt natürlich keineswegs aus, daß diese Dimension von Kultur auch (und für einen Teil der Bevölkerung vielleicht sogar überwiegend) an andern Orten stattfinden kann — in der City, der Fußgängerzone, einem Vergnügungsviertel, vielleicht sogar in einer anderen Stadt oder am Ort eines Zweitwohnsitzes. Das eigene Wohnquartier ist aber zumindest eines jener „Behavior Settings“, die als Standort für eine Teilnahme an kommunikativer Alltagskultur ausdrücklich in Frage kommen. Es ist anzunehmen, daß gerade dieser Kulturaspekt für jenes stadtteilbezogene lokalpolitische Engagement bedeutsam ist, das eine Voraussetzung für das Prinzip „POLIS“ darstellt und damit auch in anderen Lebensbereichen seinen planungsrelevanten Niederschlag findet.

Mit unseren Überlegungen wollten wir herausarbeiten, daß Stadtviertel als subzentrale städtische Teilräume bedeutsame Kategorien der lebensweltlichen Wirklichkeit von Stadtbewohnern darstellen. Sie sind Objekte der Identifikation und emotionalen Bindung und beeinflussen in ihrer historisch gewachsenen Spezifik und Besonderheit die Struktur kognitiver Orientierungen gegenüber der Umwelt. Anhand des Themenbereichs „Kultur“ haben wir exemplarisch zu zeigen versucht, daß das Eingehen auf viertelsspezifische Problemwahrnehmungen, Handlungsstile und Bedarfsstrukturen wichtige Erkenntnisse und Entscheidungshilfen für nutzerorientierte und auf das Prinzip POLIS bezogene Ansätze der Stadtplanung erbringen kann.

## 8. ZUSAMMENFASSUNG

Ausgehend von planungstheoretischen Erörterungen zu den Konzepten POLIS und REGIO werden Überlegungen zu einer nutzerbezogenen kleinräumigen Stadtplanung auf der Stadtteilebene angestellt. Nach einer kritischen Diskussion des klassischen Nachbarschaftskonzepts wird die lebensweltliche Bedeutung des jeweiligen Wohnquartiers für den Wahrnehmungs-, Wertungs- und Handlungsrahmen seiner Bewohner herausgestellt. Wie am Beispiel einer Untersuchung von Lehen gezeigt werden kann, stellen derartige Teilräume einer Stadt für ihre Bewohner Identifikationsobjekte dar, zu denen emotionale Bindungen bestehen, welche sich in einer ausgeprägten Viertelsloyalität äußern. Derartige Viertelsbindungen sind auch in Zusammenhang mit kulturellen Aktivitäten von Bedeutung. Die vorwiegend konsumptive Teilhabe an der Hochkultur wird mit „herausragenden“ oder „zentralen“ Kulturstätten außerhalb des Quartiers in Verbindung gebracht. Dagegen erweist sich der Stadtteil für ein alternative Gegenkultur und vor allem für Aktivitäten der gehobenen Alltagskultur als eine besonders charakteristische und für den Bereich der sozialen Interaktion und Kommunikation bedeutsame Handlungsbühne. Aus diesem Grunde wird von den Bewohnern Lehens eine Erweiterung der kulturellen Infrastruktur gefordert, die ausdrücklich auf Nutzungsmöglichkeiten im Rahmen einer kommunikativen „gehobenen Alltagskultur“ abzielt.

## ANMERKUNGEN

- 1 Der auf das Problem der Verkehrskreise und Aktionsräume bezogene Teil der Ergebnisse unseres Lehen-Projekts wird nach Abschluß der Arbeiten an anderer Stelle veröffentlicht.
- 2 Eine ausführlichere Darstellung findet sich bei WEICHHART (im Druck b); vergleiche auch WEICHHART, im Druck a.
- 3 Eine ausführlichere Diskussion der Ergebnisse sowie eine Darstellung der Erhebungsmethodik findet sich bei WEICHHART u. WEIXLBAUMER 1988. Eine Folgeuntersuchung wird zur Zeit für die Stadtteile Aigen und Parsch durchgeführt.
- 4 Die Befragung wurde im Frühherbst des Jahres 1987 in Form eines mündlichen Interviews durchgeführt, das in der Wohnung der Probanden abgewickelt wurde. Mit der Stichprobe wurden insgesamt 190 Personen erfaßt, wobei eine einigermaßen akzeptable Annäherung an die Struktur der Gesamtbevölkerung Lehens erreicht werden konnte (vgl. WEICHHART u. WEIXLBAUMER 1988, 276—281).
- 5 Die betreffende Frage lautet: „Welche Kultureinrichtungen der Stadt Salzburg haben Sie schon einmal besucht, genutzt oder in Anspruch genommen?“
- 6 In den Tabellen 1 und 2 werden die Abkürzungen „H“, „B“ und „U“ bei jenen Einzelkategorien angeführt, die in ihrer überzufälligen Kombination den Typus definieren.

- AICHHORN, F., WEICHHART, A. u. F. NAGL 1981: Modell „Anthering“ — örtliche Raumplanung als „offene Planung“ — In: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung, 25, 4, S. 3—8.
- ALDERFER, C. P. 1972: Existence, Relatedness, and Growth. Human Needs in Organisational Settings. — New York und London.
- AUTISCHER, A. 1989: Sozialbezirke der Stadt Salzburg. Zwischenbericht. — Salzburg, (Masch.).
- AUTISCHER, A. u. U. MAIER-RABLER 1984: Kommunikation im Stadtteil. Kommunikationsstrukturen, -formen und -verhalten in städtischen Teilgebieten. Eine Fallstudie am Beispiel des Salzburger Stadtteiles Taxham. — Salzburg, Diss., g. w. Fak., (Masch.) 442 und 16 Seiten.
- BECK, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. — Frankfurt a. M., (= edition suhrkamp, Neue Folge Band 365).
- BLOTEVOGEL, H. H., HEINRITZ, G. u. H. POPP 1989: „Regionalbewußtsein“. Zum Stand der Diskussion um einen Stein des Anstoßes. — In: Geographische Zeitschrift, 77, S. 65—88.
- DELHEES, K. H. 1975: Motivation und Verhalten. — München.
- FISCHER, M. u. U. FISCHER 1981: Wohnortwechsel und Verlust der Ortsidentität als nicht-normative Lebenskrisen. — In: S.-H. FILIPP, Hrsg., Kritische Lebensereignisse. — München, Wien und Baltimore, (= U & S Psychologie), S. 139—153.
- FRIED, M. u. P. GLEICHER 1961: Some Sources of Residential Satisfaction in an Urban Slum. — In: Journal of the American Institute of Planners, 27, S. 305—315.
- FRIEDRICH, J. 1977: Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. — Reinbek bei Hamburg, (=rororo studium 104).
- GÖSCHEL, A. 1984: Lokale Identität als Element der Stadtentwicklung — Pilotstudie (1982.13) im Auftrag des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Endbericht. — Göttingen.
- GREVERUS, I.-M. 1978: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. — München, (= Beck'sche Schwarze Reihe 182).
- GUTMANN, R. 1983: „Bürgernähe“ als neues Handlungsmuster lokaler Politik am Beispiel der Stadt Salzburg — Unter besonderer Berücksichtigung von „Bürgerbeteiligung“ an kommunalen Planungsprozessen. — Salzburg, Diss., g. w. Fak., (Masch.), 430 Seiten und Anhang.
- HALL, E. T. 1966: The Hidden Dimension. Man's Use of Space in Public and Private. — London.
- HASSE, J. 1988: Die räumliche Vergesellschaftung des Menschen in der Postmoderne. — Karlsruhe, (= Karlsruher Manuskripte zur Mathematischen und Theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie, Heft 91).
- HASSE, J. 1989: Sozialgeographie an der Schwelle zur Postmoderne. Für eine ganzheitliche Sicht jenseits wissenschaftstheoretischer Fixierungen. — In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie, 33, S. 20—29.
- HEFFTNER, S. 1981: A. H. Maslows Lehre von der Bedürfnishierarchie und Bedürfnisentwicklung. Überlegungen zu ihrem Inhalt und Erkenntniswert. — In: Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, 101, S. 479—505.
- HOLTMANN, E. 1988: Diskussionsbemerkung zur Fachsitzung „Regionalbewußtsein und Regionalismus in Mitteleuropa“. — In: H. BECKER u. W.-D. HÜTTEROTH, Hrsg., Tagungsberichte und wissenschaftliche Abhandlungen. 46. Deutscher Geographentag München, 12. — 16. 10. 1987. — Wiesbaden, (= Verhandlungen des deutschen Geographentages, Bd. 46), S. 213.
- LALLI, M. 1988: Urban Identity. — In: D. CANTER et al., Hrsg., Environmental Social Psychology. — Dordrecht, S. 303—311.
- LAVIN, M. W. u. F. AGASTSTEIN 1984: Personal Identity and the Imagery of Place: Psychological Issues and Literary Themes. — In: Journal of Mental Imagery, 8, 3, S. 51—66.
- LÖTSCHER, L. 1985: Lebensqualität Kanadischer Städte. Ein Beitrag zur Diskussion von methodischer und empirischer Erfassung lebensräumlicher Qualität. Habilitationsschrift. — Basel, (= Basler Beiträge zur Geographie, H. 33).
- MASLOW, A. H. 1954: Motivation and Personality. — New York.
- MEYER-ABICH, K. M. u. D. BIRNBACHER (Hrsg.) 1979: Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein. Bedürfnisforschung und Konsumkritik. — München, (= Beck'sche Schwarze Reihe 204).
- NEIDHARDT, F. 1986: „Kultur und Gesellschaft“. Einige Anmerkungen zum Sonderheft. — In: F. NEIDHARDT, M. R. LEPSIUS u. J. WEISS, Hrsg., Kultur und Gesellschaft. René König, dem Begründer der Sonderhefte, zum 80. Geburtstag gewidmet. — Opladen, (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte Bd. 27), S. 10—18.
- PANKOKE, E. 1977: POLIS und REGIO. Sozialräumliche Dimensionen kommunaler Kultur. — In: Sociologia Internationalis, 15, 1/2, S. 31—61.
- PFEIL, E. 1963: Zur Kritik der Nachbarschaftsidee. — In: Archiv für Kommunalwissenschaften, 2, S. 39—54.
- PÖSCHL, H. et al., 1987: Kulturentwicklungsplan der Landeshauptstadt Salzburg. Zwischenbericht I + II. — Salzburg, (Masch.), 136 Seiten und Anhang.
- PROSHANSKY, H. M., FABIAN, A. K. u. R. KAMINOFF 1983: Place-Identity: Physical World Socialization of the Self. — In: Journal of Environmental Psychology, 3, S. 57—83.
- STÖHR, W. B. 1981a: Development from Below: The Bottom-Up and Periphery-Inward Development Paradigm. — In: W. B. STÖHR u. D. R. F. TAYLOR, Hrsg., Development from Above or Below? The Dialectics of Regional Planning in Developing Countries. — Chichester u. a., S. 39—72.
- STÖHR, W. 1981b: Alternative Strategien für die integrierte Entwicklung peripherer Gebiete bei abgeschwächtem Wirtschaftswachstum. — In: DISP, 61, S. 5—8.
- WEICHHART, P. 1987: Wohnsitzpräferenzen im Raum Salzburg. Subjektive Dimensionen der Wohnqualität und die Topographie der Standortbewertung — Ein mikroanalytischer Beitrag zur Propädeutik der Wanderungstheorie. — Salzburg, (= Salzburger Geographische Arbeiten, Bd. 15).

Ulrike HAUS, Forchheim

## **Lokale Identität im Zeichen der Gemeindegebietsreform in Oberfranken. Drei Fallbeispiele aus dem ländlichen Raum**

In den siebziger Jahren verursachte die Gemeindegebietsreform in Bayern weitreichende Veränderungen der Raumstruktur. Wie wirkt sich diese veränderte Raumstruktur auf die Verbundenheit der Bevölkerung mit ihrem Nahraum aus? Kommt es zu einem weitgehenden Verlust an lokaler Identität, zur Ausbildung einer neuen lokalen Identität auf der Ebene der Großgemeinden oder zur Stärkung des alten Wir-Gefühls der Dorfgemeinschaften? Wird bisher latent vorhandene lokale Identität manifest und handlungsrelevant? — Der vorliegende Artikel versucht, diese Fragen anhand von drei Fallbeispielen aus Oberfranken zu klären.

### **1. GEMEINDEGEBIETSREFORM IN BAYERN**

Bis Ende der sechziger Jahre war die Gemeindeeinteilung in Bayern in großen Zügen noch mit dem Raummuster identisch, das Maximilian Graf Montgelas durch seine Reformen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts geschaffen hatte. 1969 — vor Beginn der Gemeindegebietsreform — gab es in Bayern 7069 politisch selbständige Gemeinden, von denen etwa die Hälfte weniger als 500 Einwohner hatte (RUPPERT/PAESLER 1984).

Die veränderte gesellschaftliche Situation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts führte unter anderem zu höheren Anforderungen an die Gemeinden und damit zum Überdenken der bestehenden Gliederung in Verwaltungsgebiete. Durch eine Gemeindegebietsreform mit dem Ziel der Schaffung von Gemeindegrößen von mindestens 5000 Einwohnern wollte die Bayerische Staatsregierung im wesentlichen folgende Ziele erreichen:

1. Steigerung der Leistungsfähigkeit der Gemeinden vor allem durch den Einsatz hauptamtlicher Fachkräfte.
2. Mehr Chancengleichheit durch Schaffung von vergleichbaren Lebensbedingungen in der Stadt und auf dem Land.
3. Mehr Bürgernähe durch ortsnahe Kompetenz und schnellen Verfahrensgang. (BAYER. STAATSMINIST. D. INNERN 1971)